

von der Bewachung des Grabes offenbar nichts wußten. Doch siehe! der Stein ist weggerollt von einem himmlischen Boten, der, mit lichtglänzendem Gewande angetan, darauf Platz genommen hat. Und nun erst erhält dieser merkwürdige Grabstein seine passende „Inscription“ durch den Engel: „Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten: Er ist auferstanden!“ (Mark. 16.)

Wie sind diese Worte grundverschieden von denen, die wir gewöhnlich auf den Leichensteinen unserer Friedhöfe eingegraben sehen! So mächtig die Verstorbenen vordem im Leben gewesen sein mögen — worauf laufen denn alle die wohlgelesenen Lobsprüche hinaus, die wir auf ihren stolzen, von menschlicher Eitelkeit errichteten Denkmälern lesen? Auf die traurige Inschrift: „Hier liegt der und der! Dieser von der Welt gefeierte Mann, dieser Würdenträger, dieser Eroberer liegt hier im Staube unter diesem Steine, und alle seine Macht und Größe vermögen nichts, um ihn aus dem Staube zu erheben. — Wie ganz anders dort im Garten bei Jerusalem! Kaum hat die Erde den Leichnam unseres Erlösers in ihren Schooß aufgenommen, da geht Er schon am dritten Tage siegreich und von himmlischer Herrlichkeit umflossen aus demselben hervor, so daß die frommen Frauen, die gekommen waren, um Ihn zu suchen, Ihn nicht fanden, vielmehr die frohe Kunde erhielten: „Er ist auferstanden und nicht mehr hier!“

Das ist es, lieber Leser, was „Sein Grab herrlich macht“, wie der Seher Jesaias sieben Jahrhunderte vorher schon vom Messias geweissagt hatte (Jesai. 11, 10). Während die Herrlichkeit der Großen dieser Erde am Grabe endet, nimmt die Herrlichkeit des Gottmenschen vom Grabe aus ihren Anfang. Hier, wenn ich so sagen darf, im Mittelpunkte der Hinfälligkeit, entfaltet Er Seine ganze Macht und schöpft in den Armen des Todes selbst durch eigene Kraft ein glückseliges und unsterbliches Leben.

So ist denn in der Tat jener Grabstein als die Lehrkanzel anzusehen, von der aus den frommen Frauen und durch sie der ganzen Welt die Freudenbotschaft von der Auferstehung des Herrn zuerst verkündet ward. Es gehört mit zum Triumphe des Fürsten des Lebens, daß Sein Leichenstein zu Seiner Kanzel — zum Grundstein unseres christlichen Glaubens wird. Auf die Auferstehung des Herrn stützen sich nämlich die zwei wichtigsten Wahrheiten des Christentums: die von der Gottheit Jesu Christi — und das ist die Grundlage der ganzen Religion — sodann die von unserer eigenen Auferstehung, und das ist die Grundlage unseres christlichen Sittengesetzes.

Diesen letzteren Punkt werden wir demnächst, lieber Leser, etwas eingehender mit einander betrachten. Für heute schließen wir mit einem ehrerbietigen Gruße an die allerseeligste Mutter des Auferstandenen, indem wir uns der jubelnden Worte der Kirche bedienen:

Himmelskönigin, freue Dich! Alleluja,
Den Du im Schooß getragen, Alleluja!
Er ist auferstanden, wie Er gesagt, Alleluja!
Bitt für uns bei Gott! Alleluja!

Ein Ostertag in Moskau.

Skizze von Dr. Paul Luchow.

Gilt schon im allgemeinen der Satz, daß wie für die abendländische Christenheit das Weihnachtsfest aus verschiedenen Gründen das „Fest der Feste“, das Familienfest in des Wortes bestem Sinn ist, die griechische orthodoxe Kirche das Osterfest als das höchste und freudenreichste im Jahresreigen feiert, so trifft das ganz besonders auf Moskau, die kuppelgekrönte alte Hauptstadt des Zarenreiches, zu. Wochenlang treffen hier sorgsame Hausmütter ihre Vorbereitungen zum Feste, die zunächst darin bestehen, Küche und Keller mit den

erlesensten Vorräten zu füllen, die zur Erhöhung der Festfreude für unerlässlich gelten. Aus Weizenmehl werden die „Kulitschi“, ein eigenartiges Ostergebäck, gebacken, aus gemommener, besser gefäster Milch werden die „Paschi“ (vgl. Passah-Osterfest) bereitet und zuletzt die unvermeidlichen Oster Eier gefärbt, daß sie in allen Farben des Regenbogens erstrahlen, wobei freilich das Rot als Farbe des Blutes und zugleich der hellen, jubelnden Osterfreude vorherrscht. Dann werden Kulitschi, Paschi und Eier in ein Bündlein zusammengeschürzt, um in der weihvollsten Nacht des ganzen Jahres, der geheimnisvollen Osternacht, von einem Familienangehörigen zur Kirche getragen zu werden. Diese Nacht galt schon der alten Kirche für besonders heilig. Warum? In dieser Nacht, genauer, beim ersten Morgengrauen des jungen Tages fanden die trauernden Weiber des Erlösers Grab leer:

„Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht,
Mein Herr und Heiland aufersteht“ —
und die in dieser Nacht vollzogenen Tausen wurden für besonders kräftig gehalten. Auch das Osterwasser muß in derselben unter unbedingtem Stillschweigen geschöpft werden und, wenn der Erlöser dereinst wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, dann wird's, so glaubt die Legende, in dieser Nacht geschehen. Neben den russischen Kirchen nun sind lange, schmale Tische aufgestellt, auf denen die erwählten Bündlein niedergelegt werden. Schlag zwölf Uhr läßt der altherwürdige Glockenturm Iwans des Großen (Iwan Belikys), der 82 Meter hoch ist und zu dessen Füßen die berühmte, 1731 gegossene und etwa 1860 Zentner schwere Riesenglocke „Jar Kolokol“ steht, seine weit hin hallende Stimme erschallen, und harmonisch im Chöre antworten ihm die Glocken der „vierzigmal vierzig“ Kirchen des weihmaurigen Mosklaus. Wie ein unsichtbares, melodisches Glockenspiel durchzittert es die schweigenden Lüfte, gleich als ob himmlische Osterkünde auf den Schwingen des Tones zu den Staubgeborenen jubelnd herabklänge. Im Nu füllen zahllose Andächtige die im hellsten Lichterglänze erstrahlenden Gotteshäuser, um der feierlichen Frühmesse beizuwohnen. Nach Beendigung derselben begeben sich die Priester auf die Straßen, um die auf den Tischen niedergelegten Speisen, Brote, Kuchen und Eier zu weihen. Immer lebendiger wird es nun, und trotz des noch herrschenden Dunkels, das selbst die vollendetste Straßenbeleuchtung nicht ganz zu bannen vermag, herrscht bald ein Gewimmel, wie nur je bei uns zu Lande an einem köstlichen Sonntagnachmittage zur Maienzeit. „Christos waskräs!“ („Christus ist auferstanden!“) ruft man sich gegenseitig zu, gleichviel, ob man sich kennt oder nicht, und „Wastinu waskräs!“ („Er ist wahrhaftig auferstanden!“) lautet die stereotype Antwort. Dabei eilt man sich mit ausgedehnten Armen entgegen, umfängt sich innig und giebt sich auf Mund und beide Wangen den Osterkuß. Es gewährt jedesmal einen erquickenden Anblick, sich auf solche Weise ein ganzes Volk verbrüdernd zu sehen, vom Höchsten bis zum Geringsten, vom Reichsten bis zum Ärmsten, vom ehrwürdigen bis zur kaum erblühten Jungfrau. „Christosujaza“ („es geben sich den Osterkuß“) an vielen Orten Rußlands solche, die sich seit Sonnabend vor Ostern nicht wiedergesehen haben, sogar sechs Wochen lang, vom Ostersonntag an gerechnet, und selbst „nasch Watuschka“ („unser Väterchen“, der großmächtige „Kaiser aller Reußen“, „Christosujaza“ („wechselt den Osterkuß“) mit seinen Soldaten. Nirgends in der weiten Welt dürfte auch mit den Oster Eiern ein solcher Luxus getrieben werden, als in Rußland. Denn beim Wechseln des Osterkusses beschenkt man sich gegenseitig damit, und in besseren Kreisen ist es Sitte, das Ei nur als Attrappe zu benutzen, die nicht selten die kostbarsten Gemächte birgt. Uebrigens hat der Osterkuß in neuerer Zeit, wie das bei der

Eigenart dieser Begrüßung nicht anders zu erwarten war, eine bedeutende Wandlung durchgemacht. Während es in alten Zeiten Sitte war, daß die Zaren sich sogar in die Gefängnisse begaben, um mit den hier Inhaftierten den Osterkuß auszutauschen, ist jetzt davon längst keine Rede mehr, und die Glieder der bessern Gesellschaft überhaupt, namentlich die Damen, fühlen sich in dieser Beziehung nicht mehr an den russischen Brauch gebunden. Tauschen sie noch den Osterkuß aus, so treffen sie zuvor eine strenge Auswahl unter den zu Beglückenden; verzichten sie überhaupt darauf, so rufen sie den Begrüßenden schon aus der Ferne zu: „Ja nã chritosujazs!“ („Ich wechsele keinen Osterkuß!“).

Nach beendigtem Frühgottesdienste eilt alles nach Hause, um mit den Familiengliedern und nicht selten auch den Diensthöfen die Osterküsse zu wechseln. Dann kostet man von den geweihten Oster Speisen, zu denen sich vor allem noch ein delikater Schinken gesellt zum äußeren Zeichen, daß die strenge Fastenzeit nunmehr zu Ende ging. Der zeitlichen und leiblichen Stärkung folgen die Osterbesuche, die in Rußland zu den feststehenden Gepflogenheiten gehören. Viele verschieben ihre Visiten auf den Ostertag, um so zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen; denn der früher gemachte Besuch würde doch einmal nicht von der Ostervisite entbinden. Da nun die Russen, zumal an hohen Festen, die ausgedehnteste Gastfreundschaft üben und es eine Beleidigung der Hausfrau wäre, wenn der Besucher den Leistungen ihrer Kochkunst nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuteil werden lassen wollte, und des Hausherrn, wenn er dessen Weinkeller die nötige Würdigung verjagen wollte, so kann man die Leistung eines russischen Osterbesuchers ermaßen, der an einem solchen Tage seine acht bis zehn Visiten „schneidet“. Am besten stehen sich dabei die Aerzte, die zur Osterzeit am stärksten beschäftigt sind.

Das niedere Volk feiert sein Osterfest durch unablässiges Planieren in den entlegeneren Stadtteilen, wobei eine Harmonika oder ein ähnliches Musikinstrument zur Erhöhung der Festfreude beitragen muß. Ist das Wetter ungünstig oder sinkt die Dämmerung herab, dann füllen sich die öffentlichen Lokale mit frohgelaunten Besuchern, und die Festfreude wird immer ausgelassener und endet nicht selten mit einem schrillen Mißklang. Ewa vierzehn Tage feiert der echte Russe seine Ostern, sein höchstes Fest, und es vergeht eine geroume Zeit, bis er sich wieder mit der eintönigen, freudelosen Werktagarbeit befreundet. Was ihn diese einigermaßen erträglicher zu gestalten vermag, das ist die beglückende Aussicht, nächstes Jahr wieder sein schönstes Fest, Ostern, feiern zu können . .

Eine Audienz beim Sultan von Marokko.

Von Dr. Matthias Korsch.

Der nordwestliche Teil von dem Erdteil Afrika, Marokko oder das Sultanat Maghreb-ül-Aksa, hat eine rein despotische Staatsverfassung, und an seiner Spitze steht ein Kaiser oder Sultan, während sein einheimischer Titel Emir-ul-Mumenin, d. h. Fürst der Gläubigen, und Khalifet-Allah-schakiki, d. i. Statthalter Gottes auf Erden, lautet. Der Sultan hält sich, wie es ihm eben beliebt, abwechselnd in der Hauptstadt Marokko oder in Fez oder auch in einer dritten Residenz seines Reiches auf. Von den Lebensgewohnheiten des Sultans erfährt sein Volk nicht viel; er bleibt seinen Untertanen gewissermaßen eine „unbekannte Größe“. Man weiß nur, daß er viel Geld braucht zu allen seinen Passionen; um die Regierung kümmert er sich wenig. Hauptsache bleiben ihm die Steuern, die ihm seine Untertanen zahlen. Da er viel Ausgaben hat, so wird ihm das Geld knapp und er ist genötigt, die Steuerzahler auszu-

saugen, bis sie unmutig werden und gegen ihren „lieben Herrn“ zu den Waffen greifen. Doch, die Politik des Sultans und die Wirren im Staate Marokko, wo eigentlich alles „faul“ und brüchig ist, sollen uns hier weniger beschäftigen. Wir wollen lieber eine möglichst anschauliche und genaue Schilderung einer Audienz des Sultans geben.

Besonders charakteristisch und hervorzuheben ist, daß der Sultan fast alle seine Audienzen zu Pferde erteilt.

Als Ort dient ein weiter, achteckiger Platz in Marokko. Dieser Platz ist auf drei Seiten von ziemlich hohen Mauern umschlossen, so daß die Neugier des Volkes bei einer Audienz nicht befriedigt werden kann, zum großen Leidwesen der stets zum Schauen geneigten Menge, die den heißen Tag über am liebsten müßig ist. Eine Audienz ist angefangen und alle Hofbeamten sind für die solenne Feier gerüstet. Laut hin über die Stadt schmettern zu bestimmter Stunde die grellen Trompetentöne. — Eine Erregung geht durch die aufhorchende Menge, die Straßen und öffentliche Plätze besetzt hält. Auf dem Audienzplatze harren längst die Hofbeamten; es herrscht Erwartung und zeitweise eine gewisse Stille; nur im Flüßerton unterhalten sich die geschmückten Würdenträger. Der Trompetentusch verkündigt das Nahen des Herrschers. — Jetzt erscheint seine „Herrlichkeit“ und „Großmächtigkeit“ im Gesichtskreise der wartenden Beamten. — Ein Knick vieler Knieen, dann ein plötzliches Niederwerfen der Leiber — und alles liegt mäusehenstill und kaum atmend auf dem Boden. Auch die Leibwächter und die zum Dienst beordneten Soldaten beugen ein Knie; und wie aus einem Munde erschallt plötzlich — die Stille unterbrechend — lang gedehnt der Ruf: „Allah schütze unseren Gebieter!“ Der Sultan, meist apathisch vor sich hinstarrend, reitet jetzt näher; langsam schreitet das Reittier heran. Eine Menge von Höflingen folgt dem Herrscher und einer derselben hält in der Hand einen riesigen Sonnenschirm, um mit demselben das geweihte Haupt des Sultans zu beschatten. In geringer Entfernung vor der Gesandtschaft, die eben zur Audienz zugelassen werden soll, und hinter welcher die „Geiseln“, die ein Fürst schickt, aufgestellt sind, hält der Sultan sein Ross, meist ein prächtiges Tier, edelster Rasse, an. Die Mitglieder der Gesandtschaft haben nun während der folgenden Audienz Ruhe, den Kaiser von Marokko von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihn aufmerksam zu betrachten. Forschend ruht auch des Sultans Auge auf den Zügen der Fremden. Er blickt je nach Laune und Gemütsverfassung freundlich oder ernst und fast würdevoll. Sein Gesicht ist gebräunt und nicht abstoßend. Alle seine Bewegungen sind abgemessen. Ein weißer Burnus umwallt seine Gestalt vom Kopf bis zum Fuß; die Kapuze desselben überdeckt den Turban und die nackten Füße werden von gelben Pantoffeln bekleidet. Das stattliche Ross ist schneeweiß; sein Geschirr und Zaumzeug von grüner Seide; die Steigbügel sind von Gold. Der etwa drei Meter hohe Schirm, der über dem Herrscher die glühenden Sonnenstrahlen abhält, ist aus amaranthfarbiger feinsten Seide, inwendig blau gefüttert, mit Gold gesüßt und läuft in eine goldene Kugel aus. Die ganze Erscheinung des Herrschers hat etwas Würdevolles, zugleich aber auch Weiches; der Blick ist ruhig, fast mild und die Stimme klingt etwas einfüßig. Der Sultan richtet, besonders wenn er aufgeleget ist, wohlwollende Worte an die Gesandtschaft. Ein Dolmetscher übersetzt die Anekdote des Herrschers. Nachdem der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben überreicht und alle Mitglieder der Gesandtschaft vorgestellt hat, spricht der Sultan, gnädig mit der rechten Hand winkend, noch ein dreimaliges „Friede sei mit Euch!“ und reitet dann wieder langsam davon, während abermals die Musik erschallt und die anwesenden Marokkaner ihre Zurufe schreien, um so ihre tiefste Ehrfurcht vor dem

Herrscher zu bekunden. Ist der Sultan verschwunden, dann eilen Höflinge, Militär und Staatsbeamte durcheinander und es entstehen gar bunte Bilder und interessante, malerische Gruppen. Nach und nach verlieren sich die Beamten und Höflinge wieder und bald liegt der Platz wieder einsam und leer da.

Der verlorene Sohn.

Eine Oftergeschichte von St. Ingwers.

Mutter Abig sitzt am Fenster und strickt — und über das Strickzeug hin schaut sie sehnsüchtig hinaus in die erwachende Frühlingslandschaft. Da ist der Himmel so hellblau, wie ganz feiner Türkis und ganz zarte weiße Wollenslocken ziehen darüber hin. An den Ästen der Bäume und Sträucher aber sind die braunen Knospen dick und glänzend geschwollen, als wollten sie jeden Augenblick springen und die smaragdnen Spitzen der Blätter hervorspringen lassen. Die Sträucher sind auch schon mit zartem Grün übergossen und nur die kahlen Baumzweige ragen noch in den blauen Himmel hinein — allein es ist, als winkten sie — winkten dem Frühlings, daß er nun bald kommen sollte — denn er ist doch der beste Schneidermeister!

Mutter Abig sitzt am Fenster und strickt — ihr gegenüber sitzt Bertha, die Älteste, die letzte Hand an ihre Aussteuer legend, denn Pfingsten soll geheiratet werden und sechs Wochen sind am Ende bald herum.

Draußen steht die Sonne schon etwas tief — und nicht immer ist es den Frauen vergönnt so ruhig zu sitzen. Aber es ist ja morgen Ostern — gestern war Charfreitag und da ist man ja mit allem fertig gewesen — mit dem großen Scheuerfest — dem Zustandsetzen der Toilette, mit den Einkäufen u. — nur der Vater sitzt noch drüben in seiner Werkstätte und näht und näht mit seinen Gesellen und die Maschinen schnurren und den Emßigen läuft der Schweiß von der Stirn. Denn morgen will jeder sein Festtagsgewand haben. Kurz vorm Feste waren die Aufträge noch in Masse gekommen und so hatte zum Charfreitag nicht alles fertig werden können.

Ja — wenn das immer so ginge! Aber das kommt nur selten. Das sind die alten Leute, die noch bei Meister Abig arbeiten lassen, denn dessen Anzüge gehen in drei, vier Jahren nicht entzwei — und so braucht man nur selten etwas. Die junge Welt aber — Du lieber Gott, die fahren hinüber nach der Residenz und kaufen da. Es ist zwar oft Plunder und nach wenigen Monaten ist es entzwei. Aber daraus machen sie sich nichts — sie kaufen sich dann was neues und sind dann immer „à la mode“, wie das dumme Wort heißt. Ja, ja — man hat seine Sorgen.

Und nun der Friß — „Ach Gott, Bertha —“ seufzt Frau Abig, „wo mag der Friß jetzt sein?“

„Ja“, sagt das große, hübsche Mädchen ganz nachdenklich, „das müßt ich ja auch wissen — wie frühlich könnt ich da Hochzeit machen — aber er wird schon wiederkommen.“

„Wiederkommen? O nein! Denk doch — fünf Jahre lang haben wir ihn nicht wiedergesehen — damals — o — ich weiß es noch wie heute, wie er davonlief. Wollte ja kein Schneider werden, der riesenstarke Junge. Und der Vater sagte ihm, er müßte — und wenn er es nicht täte, dann würde er eines Tages noch die Schweine hüten und Trübern essen müssen, wie der verlorene Sohn. Aber er, der Vater, würde dann nicht so dumm sein, wie jener jüdische Vater, würde kein Kalb schlachten und seine Freunde dazu einladen — und da —“

„Na ja Muttmchen, da ging er eben weg — Du weißt doch, er war immer ein bißchen empfindlich — und das hat ihn schwer gekränkt.“

„Ja, ja — o, wie ich den Brief fand“, sie holte einen vergilbten und zerknitterten Brief aus ihrer Tasche, setzte sich die Brille zurecht

und las: „Lieber Vater! Du sollst nicht von mir denken, ich wäre zu nichts zu gebrauchen, weil ich Schneider nicht werden will. Ich gehe fort und beweise Dir, daß ich doch zu was nützlich bin, oder Du siehst mich nie wieder.“ — O Gott — o Gott — und so ist es gekommen.“

„Weine doch nicht Muttmchen, er kommt wieder.“

„Bis jetzt dacht ich's auch — aber dieses Frühjahr müßte er doch zur Stellung — und auch dazu hat er sich nicht gemeldet — und was wissen wir denn von ihm? — Er war hinunter nach Holland und ist dort als Schiffsjunge auf einen Dampfer gegangen. Von da hat er uns einige Male geschrieben und da Vater verbot zu antworten, so hat er auch das eingestellt.“

„O, Mutter, ich habe doch noch heimlich an ihn geschrieben und die Briefe mir postlagernd abgeholt. Vor drei Jahren ist er nach Clondyke gegangen —“

„Nach Clondyke?“

„Nach dem Goldlande in Nordamerika.“

„O Gott — Friß, mein armer Friß — dahin — unter die Wilden und die Verwilderten? O — da haben sie ihn längst totgeschossen.“

„Aber Muttmchen — er lebt — er kommt doch dies Frühjahr!“

„Was redst Du da —“

„Im Januar kriegt ich den Brief. Er schreibt, er kann zwischen Ostern und Pfingsten hier sein. Er bittet darin, ich soll den Brief auf dem Bezirkskommando abgeben, damit er nicht bestraft wird, wenn er sich nicht rechtzeitig zur Stammrolle meldet. Mein Franz, der ja als Eisenbahner damit Bescheid weiß, hat mir das besorgt.“

„Aber Kind, ich soll das glauben?“

„So lies.“ Sie reichte ihrer Mutter einen Brief mit vielen ausländischen Marken und diese las und las.

Da wurde die Haustür aufgerissen, die Schelle klingelte heftig und schwere Schritte ertönten auf den Flur. Bertha fuhr wie elektrifiziert in die Höhe — aber schon wurde die Tür heftig aufgerissen und — auf der Schwelle stand ein riesiger, blonder, junger Mann, einen breitrandigen schwarzen Hut auf dem Kraushaar, einen Anzug von blauem Tuch an, ein buntes Hemd mit weichem Kragen, unter dem ein rotes Halstuch in klühnem Knoten geschlungen hervorah, kam aus dem hohen Westenausschnitt hervor.

„Hoïho — da seid Ihr ja!“ brüllte er und lachte dann, daß die weißen Zähne aus dem fast dunkelbraunen Gesicht hervorblühten. Er sagte das große Mädchen und warf sie schier bis zur Zimmerdecke umher, dann lief er zur Mutter, packte sie mit seinen riesigen, dunkelbraunen Händen und küßte sie, daß ihr schier der Atem ausging.

Da ging die Tür zur Werkstatt auf und der Vater stand auf der Schwelle.

„Hoïho — Vater“, rief der junge Mann, legte dem eintretenden Meister die Hände auf die Schulter, daß er schier in die Knie brach und fuhr mit rauher dröhnender Stimme fort: „Na, laß Dich mal ansehen — jünger bist Du nicht geworden — na — und nu schau mal mich an. Nicht wahr? nun siehst Du's doch ein, daß es eine verrückte Idee war, eine Schneiderseele aus mir machen zu wollen!“

„Friß“, versuchte der Alte in strengem Tone zu erwidern, „ich sollte meinem, dem verlorenen Sohne ziemte ein anderer Ton — wenn Du mir jetzt wieder auf der Tasche liegen willst.“

„Vater“, sagte Friß, „vergiff mal Deine Rede nicht!“

Dann warf er die schwere Reisetasche, die er auf der Schulter getragen, auf den Tisch, öffnete sie und entnahm ihr drei Pakete.

„So“, sagte er, „die Bertha hat Euch ja wohl schon gesagt, daß ich in Clondyke war und Gold gediggt (gegraben) habe. Na, hat gut gegangen — da —“ und er warf das größte Paket auf den Tisch, „das ist mein

— 100 000 Mark in dreiprozentigen Consols — und das Euer — da 25 000 Mark — in denselben papors (Papieren) — und hier — 25 000 Mark ebenso — das ist für Bertha als Mitgift, wenn sie mal heiratet. So, er holte eine Briefftasche hervor und warf noch 10 „Braune“ auf den Tisch, „so die hab ich rausgeliefert, weil der Kurs so niedrig ist. Na seht Ihr wohl, daß man nicht immer drei Jahre lang umsonst Gold diggt. Nu will ich Euch was sagen. Im Herbst gehts zum Militär — ganz sicher. Da bekommt Ihr auch noch meine Zinsen — nur 50 Mark Monatszulage will ich haben und ich meine, da könnt Ihr Euch ein bißchen rausrappeln — ich weiß ja, es hat nie besonders gegangen — aber 3 Jahre lang mit über zweihundert Mk. Monatszins ohne Nadelstich. Und ich — bis zum Militäreintritt will ich reisen — an den Rhein, ins bayrische Gebirge — und sonst wohin — das kann an die braunen Lappen da gehen — was übrig bleibt, könnt Ihr auch kriegen. Na, was sagt Ihr nun?“

Sie sagten garnichts — dem Vater war die Strafpredigt im Halse stecken geblieben und er besah die Staatspapiere. Mutter und Schwester aber standen zu beiden Seiten des verlorenen Sohnes, und ließen sich's erzählen, wie's ihm ergangen war in Clondyfe.

Bahn geworden.

Eine Diergeschichte von S. Halim.

Gabriela lächelte. Es stand ihr so hübsch, wenn sich die Schelmengrüßchen in den bräunlichen Wangen zeigten. Ob die kleine Eitelkeit es wußte? Sehr wahrscheinlich.

Aber wer konnte es ihr übel nehmen? Sie war ja in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes der Abgott des Hauses und aller Bekannten geworden, die hübsche, graziose Neapolitanerin.

Nur Vetter Siegfried machte scheinbar eine Ausnahme und darum gab es zwischen den jungen Verwandten auch immer Krieg.

Auch jetzt zankte sich Gabriela eben mit dem „deutschen Bären.“

Von Siegfrieds Seite war's ja nur ein Inftiges Geplänkel, das aber Gabrielas Temperament durch die leise Beimischung von spöttischer Ueberlegenheit von seiner Seite, reizte.

„Bah Ihr Deutschen!“ Der fremdländische Accent stand ihr reizend. „Wißt Ihr von Lebensart? O Ihr seid Bären.“

„Und Ihr Faulenzer.“

„O, aber man faulenzet mit Grazia und das ist die Hauptsache.“

„Euch mangelt der Ernst.“

„Bah, Ernst, was ist das? — Finstere böse Gesichter — oder dumme nüchterne Rechenarbeit. Man kennt keine Schönheit bei Euch. Man liebt nicht das Leben, hat keine Feste.“

„Oho! Das Osterfest steht vor der Thür.“

„Bah!!“ wegwerfend Klang's. „Bist Du gewesen in Rom? Weißt Du, wie man feiert bei uns Ostern? O — ich habe im Hause noch das Palmwedel.“

„Den — Cousinchen.“

„Das ist gleich! Pedant!!“

„Nun, und kennst Du unsere Sitten vielleicht?“

„Dio mia — was wird sein damit —? man frucht Eier, kocht, ißt Eier — verdirbt sich den Magen, damit ist keine Poesie.“

„Wart's ab, Gabriela.“

Ein Achselzucken.

„Bleibst Du nicht?“

„Nein, ich muß ins Geschäft.“

„Immer das häßliche Geschäft. Und ich?“

„Du kannst ja Deine Gitarre herbeiholen; oder besser — hilf der Tante in der Küche.“

Entsetzt hob Gabriela die Hände.

„Was Du denkst? Ich sollte wie eine Magd? — O, Ihr Deutschen seid schrecklich! Das würde man bei uns nie von einer Dame verlangen.“

„Bei Euch, ja! Aber denke einmal, Du

bliebst in Deutschland. Zum Beispiel als Frau eines Deutschen.“

„Misericordia — ich, einen solchen Barbaren heiraten — o — Welch ein Gedanke!“

„Wer weiß, Cousinchen — man soll nichts verschwören.“

„Du bildest Dir doch nicht etwa ein, daß — noch einmal der Rechte kommen könnte?“

„Warum denn nicht? Uebrigens bedauere ich ihn von Herzen! Adieu, Gabriela, jetzt muß ich aber wirklich fort.“

Sie stand und nagte an der Unterlippe. Wie hätte sie sich da beinahe blamiert! Der gräßliche Mensch hatte sie ja nur zum Narren; wie hatte sie da nur einen Augenblick wähnen können, er habe sich selbst gemeint?

„Du dumme!“ Sie ärgerte sich furchtbar. Und nur darum, ganz gewiß nur darum weinte sie hinab.

Während stampfte sie mit den Füßchen auf und schwor dem eingebildeten Menschen Rache.

Es war ein frühlingswarmer Morgen, den die Osterglocken begrüßten.

Gabriela hatte nicht schlafen können. Sehr früh ging sie daher in den Garten und machte sich bei Siegfrieds Rosen zu schaffen. Schadenfroh betrachtete sie das zierliche Körbchen, aus dem ein hübscher Osterhase hervorkam, der Altropfenlampe hatte ein rosa Bändchen und daran ein Körbchen um den Hals. Ein frohes Fest dem jungen Herrn des Hauses! stand in zierlicher Schrift darauf zu lesen.

„Guten Morgen, Cousinchen. Et der Tausend, schon so früh auf! Fröhliche Ostern übrigens.“

Sie murmelte etwas und stürzte dann davon, auf ihr Zimmer.

Sie schämte sich doch ein bißchen. Wenn er die Alttrape nun untersuchte und fand — sie empfand doch leise Gewissensbisse. Doch was war das?

Als sie zum Fenster schleichen wollte, um in den Garten hinabzujähnen und des Veters Tun und Treiben zu beobachten, leuchtete ihr vom Fensterbrett ein Nischenosterei entgegen. Zagend nahm sie die kostbare Ostergabe und warf einen Blick in den Garten. Ach Gott, das Körbchen war fort und vom Vetter auch nichts zu sehen.

Behutsam öffnete sie das Ei; es fiel ihr ein zweites, kleineres in den Schoß und als sie dieses öffnete, ein drittes und so weiter: ein viertes, fünftes — endlich hielt sie das letzte — ein silbernes Miniaturel in der Hand. Wie hübsch die Idee doch eigentlich war und! wie aufme kam vom Vetter und sie — die Schamröde stieg ihr ins Gesicht.

Wie garstig sie doch gewesen war! Sie schüttelte das kleine Ei. Es klapperte leise darin, nun suchte sie nach dem Verschluss. Nichtig, da ließ es sich schon öffnen und jetzt — ein leiser Schrei — und klirrend rollten zwei glatte, goldene Verlobungsringe über den Teppich.

Mit zitternder Hand fing das junge Mädchen die Flüchtlinge ein und untersuchte die Ringe.

Im stummen Entzücken drückte sie ihre Lippen auf die Ringstelle, wo auf der Innenseite zu lesen stand: „S. K. seiner lieben Braut. Ostern 19...“, dann aber raffte sie sich auf und stürzte hinab in den Garten, zu dem Rosenstrauch, der das Körbchen getragen hatte, das sie ja doch längst in Siegfrieds Händen wußte.

Es konnte ja doch wohl sein, daß ein Zufall... aber schluchzend überzeugte sie sich, daß sie sich nicht geirrt.

„Vorbei! Alles aus! und weinend lehnte sie das Tröckelöpfchen an den Rosenstamm und klagte: „Ach Gott, verzeihe mir meinen sträflichen Uebermut — ich habe ja gar nicht gewußt, wie lieb ich ihn im Grunde hatte!“

Da fühlte sie sich von zwei starken Armen umfaßt.

„Aber jetzt weiß ich's! Und das ist wohl die Hauptsache.“

„Siegfried!“ schrie sie auf und barg den Kopf an seiner Brust. „Ist's denn wahr, liebst Du mich denn wirklich auch, nachdem

ich Dir so böse Dinge gesagt mit dem gräßlichen Hasen?“

Er lachte und zog ein sauber gefaltetes Blatt aus der Tasche. „Freilich“, sprach er mit erkünsteltem Ernst. „Das sollte ich Dir ja als Mann nie verzeihen. Ein Gedicht und was für eins. Die Mähre war wohl ganz spottahn, was Schatz? Die Verkunst ist einfach grandios!“

Und er begann pathetisch zu deklamieren:

„Das deutsche Weib, sie sticht und kocht,
Derweil der Ehemann sie unterjocht,
Die Italienerin, sie singt und lacht,
Weil sich zum Sklaven gerne macht
Ihr Ehgemahl — — —“

„Hör auf! hör auf!“ und erglühend hielt sie sich die Ohren zu, dann entriß sie ihm das Blatt, zerriß es in unzählige Fetzen und trat diese mit Füßen.

„Ne, nie wieder, ich schwöre es Dir. Ach, ich habe Dich ja so lieb.“

„Du böser Wildfang!“ und er lächelte sie zur Strafe, eine Buge, die die wilde Gabriela still hinnahm, sogar mit einem seligen Lächeln.

„Und nun — — — wirst Du jetzt auch kochen und sticken lernen?“

Sie nickte ergeben.

„Alles, was Du willst. Nur hab mich lieb.“

Wechselrätsel.

Solange man im Glücke lebt
Und Gold besitzt und Macht,
Wird heiß um unsre Gunst gestrebt
Und Ehr' uns dargebracht;
In allen Kreisen, fern und nah,
Doch wenn das Glück den Rücken kehrt
Und Not uns schwer bedrückt,
Zeigt sich der Dinge wahrer Wert:
Die früher uns beglückt,
Die falschen Freunde, flieh sofort,
Als wären wir mit's das Wort.

Somonum.

Trittst Du mich mit dem Fuß,
Ich's ruhig dulden muß;
Doch machst Du das zu bunt,
So wirst Du selber wund.
Nun soll ich gar Dich wieder heilen,
Gut! Mich zu kausen mög'st Du eilen!

Auflösungen aus voriger Nummer.

Fünfsilbige Charade: Nordamerika.
Synonym: Auslagen.
Anagramm: Sera, Kofen, Fran, Erich, Chaos, Helm, Enkel, Nagel, Leib, Augen, Nord, Dein.
— Griechenland.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 13. April. Ostermontag. Gebotener

Feiertag. Hermenegild, Martyrer † 586. Evangelium Lukas 24, 13—35. ● St. Lambertus: Nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt, nach derselben feierlicher Komplet.

● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags 1/5 Uhr feierlicher Schluß der Exerzizien. ● St. Adolfskirche: 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Osterkommunion für die Frauen und Jungfrauen der marianischen Kongregation.

● Karmelitesen-Klosterkirche: 6 Uhr hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.

Dienstag, 14. April. Tiburtius, Martyrer † 229. ● St. Martinus-Pfarrkirche: Schluß des 40stündigen Gebetes. 7 1/2—8 Uhr Komplet, Uman, Lebeum und Schlusseggen.

Mittwoch, 15. April. Anastasia, Martyrin † 30. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Rosenkranz-Andacht.

Donnerstag, 16. April. Julia, Jungfrau und Martyrin † 439. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.

Freitag, 17. April. Rudolf, Martyrer † 1287. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.

Samstag, 18. April. Cleutherus, Bischof und Martyrer. † 119. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zum Schluß.